

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Intelligenz- und Wochen-Blatt. 1820-1832 1837**

27 (25.6.1837)



Die Lotuspflanze.

# Karlsruher Unterhaltungsblatt.



N.<sup>o</sup> 27.

Zehnter Jahrgang.

1837.

## Die ägyptische Seerose oder ächte Lotuspflanze.

*Nymphaea lotus.*

(Mit einer Abbildung.)

Tab. XXVII.

Wer nur einigermaßen mit der Mythologie der alten Völker vertraut ist, dem ist es nicht unbekannt, daß die religiöse Verehrung derselben sich nicht selten auch auf Thiere und Pflanzen ausdehnte. Unter den letztern war besonders den Aegyptern und Indiern eine Blume heilig, die zu dem Geschlechte der Wassernymphen gehört und unter dem Namen der ächten Lotuspflanze oder ägyptischen Seerose bekannt ist. Sie zeichnet sich vor allen übrigen Blumen ihrer Gattung durch herzförmige, gezähnte, ganz glatte Blätter und durch den vierblättrigen Kelch aus, und wächst in Aegypten in solchen Gegenden, die vom Nil überschwemmt werden, in Ostindien in stehenden Gewässern, und soll in denselben auch in Ungarn anzutreffen seyn.

Die Wurzel dauert, wie bei unsern einheimischen Wassernymphen, mehrere Jahre, ist äußerlich schwärzlich, inwendig weißlich und hat einen wässerigen etwas zusammenziehenden Geschmack. Die runden, röhrigten, knotenlosen Stängel der Blumen und Blätter sind einfach, und ragen, wie bei unsern Seerosen, so weit über dem Wasser hervor, daß Blätter und Blumen auf demselben schwimmen. Die letztern gleichen, wie unsere Abbildung zeigt, der Rose an Gestalt, sind vielblättrig und von Farbe weiß und rosenroth. Sie öffnen sich bei Tage und schließen sich des Nachts. Da wo diese herrlichen Blumen in

Menge auf dem Wasser beisammen stehen, gewähren sie einen entzückenden Anblick.

Die alten Aegypter verehrten die Lotusblume als ein Gewächs, welches mit der Ueberschwemmung des Nil in der genauesten Verbindung stand; denn nur da sproßte diese Pflanze hervor, wo der Nil den Boden einige Zeit unter Wasser setzte. Sie erschien weiter abwärts vom Bette des Nilstroms, wann die Ueberschwemmung stark war und diente daher den Aegyptern zu einer erfreulichen Vorbedeutung einer gesegneten Aernte. Doch auch noch ein tieferes Geheimniß der Natur ahnete der sinnige Bewohner des Nilthals in dieser schönen Pflanze. Ihr prachtvoller Kelch enthält nämlich wie der Mohn, eine große Anzahl Staubfäden, zwischen welchen sich der Griffel oder Staubweg erhebt und nach der Befruchtung anschwillt. Dem Aegypter war darum die Lotusblume das Sinnbild der Schöpferkraft der Natur, und seine Phantasie sah in dem Kelche derselben die Geburtsstätte und das Hochzeitbette der beiden guten Götter Osiris und Isis.

Da diese Pflanze von der Sonne abhängig ist, so gewährte sie ein Bild des wohlthätigen Landesstromes und zugleich ein kalendarisches Vorzeichen. „Je mehr Lotus desto mehr Nil, desto mehr Jahressegens“, ist noch jetzt das Lösungswort der Aegypter. Eine besondere Eigenschaft mußte den Lotus bei den Aegyptern noch mehr in Verbindung mit der Religion setzen. Es faltet nehmlich diese Pflanze ihre Blätter zusammen im Dunkel vor Sonnenaufgang; ist die Sonne über dem Horizonte, so öffnet sie ihren Kelch, je höher sie steigt, desto offener wird er. Gegen Sonnenuntergang zieht er sich wieder zurück. Es will daher scheinen, daß dieses Gewächs durch Deffnen und Zusammenfallen seiner Blätter, die Sonne nicht minder

anbete, als der Mensch durch die Bewegung der Lippen und das Falten seiner Hände. Daher kommt sie so oft auf den heiligen Sculpturen vor.

So erschien also der Lotus dem Aegypter als die vom Nilwasser auf's neue getränkte Erde. Es verkündigt alle Jahre neues Leben, neuen Segen. Der Himmelsfluß und der Himmelssegel versiegt nicht; die Sonne weißet ihm seine Bahn und sein Maaß. Auch das Leben verlischt nicht, (liebt der Aegypter aus dem Lotus, den er betrachtet,) wir werden neu aufblühen, dem Lotus gleich und das frische Wasser wird uns im Todtenreiche, erquickten. Daher die häufigen Darstellungen dieser Blume unter den Hieroglyphen der Mumienfärge, wo sie Sinnbild der Unsterblichkeit ist.

Sobald die Gewässer des ausgetretenen Nilstromes wieder abließen, sammelte man die Wurzeln der Lotus-pflanze mit großer Sorgfalt ein und wendete sie zum Verspeisen an, ungeachtet ihr Geschmack nichts weniger, als angenehm ist. Jetzt hat sich der Geschmack der Aegypter geändert. Sie ziehen zwar die Wurzeln auf ihren Reisäckern aus, allein sie achten dieselben wenig, und nur bisweilen werden sie gegessen.

Einer der französischen Naturforscher, welcher der berühmten Expedition unter Bonaparte beizohnte, sah die Lotuswurzeln auf dem Markte zu Damiette verkaufen. Er kostete sie, und fand den Geschmack derselben nicht widrig.

Die Wurzeln, welche nach dem Abfließen des Wassers in der Erde zurückblieben, vergehen nicht, ungeachtet der Boden sehr austrocknet, sondern treiben von neuem Blätter und Blüthen, wenn im nächsten Jahre der Nil wieder austritt. Die Vermehrung geschieht dadurch, daß die seitwärts laufenden Wurzelsästen Knöllchen erzeugen, woraus neue Wurzeln, folglich junge Pflanzen sich bilden.

Die Samenkörner sind klein, äußerlich rosenroth, oder grau und inwendig mehlig, wie die Wurzeln. Die alten Aegypter sammelten sie ebenfalls mit vielem Fleiße ein und bedienten sich ihrer als Nahrungsmittel. Noch jetzt pflegt man sie zu sammeln, indem man die Früchte abpflückt, faulen läßt und dann durch Waschen die Saamen von der faulenden Substanz absondert. Man braucht sie aber jetzt eben so selten als Nahrungsmittel, wie die Wurzeln.

## Die indianische Mutter.

(Beschluß von Seite 118.)

Der Jüngling hörte sie, aber wach, wie von einem Schrecken ergriffen, einige Schritte zurück und schwieg. Als aber später seine Gefährten ihm allein die Wache

überließen, da näherte er sich ihr und sagte: „Guahiba! — untre Väter waren dieselben und ich kann dich nicht sterben sehen; wenn ich aber die Bande zerschneide, dann werden mich die weißen Männer geißeln: — willst du zufrieden seyn, wenn ich sie ein wenig löse?“ Und mit diesen Worten löste er die Banden, die ihr die Gelenke der Hand zerquetschten; sie lächelte und schien zufrieden.

Die Nacht kam, und Guahiba ließ ihr Haupt auf ihren Busen sinken und schloß die Augen, als ob sie von Müdigkeit erschöpft wäre. Der junge Indianer, glaubend sie schliefte, legte sich auch nieder auf seine Matte; seine Gefährten schlummerten schon unter dem Vordache des Hauses und alles war stille.

Da richtete Guahiba langsam den Kopf in die Höhe. Es war Nacht — dunkle Nacht. — Nur das Athmen der Schläfer und das Gesumme der Mosquitos unterbrach die tiefe Stille. Sie lauschte aufmerksam, aber alles lag in Schweigen eingehüllt. Jetzt löste sie mit den Zähnen die Bande ihrer Hände, und diese einmal frei, befreite sie schnell die Füße von ihren Fesseln; und als der Morgen tagte, war sie verschwunden. Umsonst waren die Nachsuchungen, umsonst wurde sie nach allen Richtungen verfolgt; Vater Gomez kehrte erzürnt und Rache sprühend nach San Fernando zurück.

Die Entfernung zwischen Javita und San Fernando beträgt, in gerader Linie, fünf und zwanzig Stunden oder fünf und siebenzig engl. Meilen. Eine schreckliche Wildniß von gigantischen Urwäldern und dicht verwachsenem Gehölze trennte diese beiden Missionsniederlassungen; eine wilde fürchterliche Einöde, die, vielleicht, seit Erschaffung der Erde kein menschlicher Fuß betreten hatte. Der Fluß war die einzige Verbindung zwischen Javita und San Fernando, und kein Mensch, weder Europäer noch Indianer, würde es je gewagt haben, den Weg dem Ufer entlang zu nehmen. Es war Anfangs der Regenzeit; der Himmel, von Wolken verdunkelt, ließ nur selten am Tage die Sonne durchscheinen, und Nachts war weder Mond noch Sternenlicht. Die Flüsse waren aus ihrem Ufer getreten und die Niederungen alle überschwemmt. Kein sichtbares Zeichen war da, um den Reisenden zu leiten; kein Schutz, kein Schirm, keine Hülfe, kein Führer. War es die Vorsehung, war es der Instinkt der Mutterliebe, der dieses muthige Weib durch die Schluchten pfadloser Wälder leitete, wo die Bäche zu reisenden Strömen angeschwollen, ihre Schritte hemmten; wo die dornigten Lianas, sich schlingend von Baum zu Baum, ihr eine undurchdringliche Mauer entgegenstellten; wie die Mosquitos in Wolken über ihrem Pfade hingen; wo die Klapper- und Wasserschlängen in dem feuchten Grase lauernd auf Beute lagen; wo sie keine andere Nahrungsmittel fand

...Gedichte  
...nicht mehr  
...schonke, den  
... - soll  
... das an  
... der Gedicht  
... schon gelehrt  
... der Dichtung  
... als es in  
... einer, gleich  
... Worte; für  
... Gedichte in  
  
... in die Zeit  
... d. Reformen  
... und unter  
... aber als  
... mit den  
... zum Teil,  
... und als  
... nicht waren  
... dieser Rich-  
... und Höhe  
  
... Genant  
... oder  
... Will-  
... schenken  
... ein  
... schaffung  
... Der Geist  
... und Ein  
... nach Je-  
... dem We-  
... spart; in  
... fähig an  
... nicht mehr  
... und ihre  
... schenken  
... zu lesen;  
... höher. Die  
... Wortschatz  
... in gleiche  
... schenken an  
... nichten die  
... die eine an  
... die Klippe  
... schenken an  
... nichten die

Badische  
Landesbibliothek



Rettung in Todesnoth.

für ihren erschöpften Körper, als wenige Beeren und die großen schwarzen Ameisen, die ihre Nester auf den Bäumen bauen? Wie geführt — wie erhalten — man weiß es nicht: nur das allein kann man mit Gewisheit sagen, daß die vierte Morgenröthe sie in San Fernando sah; ein Gegenstand des Erbarmens, ihre Füße verschwolten und blutend ihre Hände zerrissen von Dornen, ihren Körper mit Wunden bedeckt und abgezehrt von Hunger und Ermüdung; aber noch ein Mal wieder in der Nähe ihrer Kinder!

Mehrere Stunden schlich sie um die Hütte, in der sie dieselben verlassen hatte, nicht wagend sich ihr zu nähern; endlich als sie bemerkte, daß alle Bewohner ihre Hütten verlassen hatten, um die Vesper zu hören, verließ sie den Wald und näherte sich mit schwachem furchtsamen Schritte dem Orte, der den Schatz ihres Herzens aufbewahrte. Sie trat in die Hütte und fand ihre Kleinen allein spielend auf einer Matte: sie schrien laut bei ihrem Anblicke, denn die Leiden hatten sie unkenntlich gemacht; aber als sie sie bei Namen nannte, da erkannten sie die mütterliche Stimme und reichten mit den Händchen nach ihr hin. In jenem Augenblicke vergaß die Mutter alles was sie gelitten, alles auf Erden, nur nicht die Lieben ihres Herzens. Sie setzte sich nieder zwischen den Kindern, sie nahm sie auf ihren Schooß, sie drückte sie mit Zärtlichkeit an ihr Herz, sie bedeckte sie mit Küßen, sie benetzte ihre kleinen Häupter mit Thränen und wußte sich nicht zu fassen vor Freude. Plötzlich erinnerte sie sich wo sie war und warum: ein neuer Schrecken ergreift sie: sie springt auf und, die Kleinen im Arm, schleicht sie ohnmächtig, strauchelnd und beinahe sinnlos vom Blutverluste, zur Hütte hinaus. Sie versuchte die Wälder zu erreichen, aber zu schwach um ihre Bürde zu tragen und zu liebend um sie zurückzulassen, zitternd an allen Gliedern, sinkt sie endlich unter ihrem Gewichte nieder. Ein Indianer bemerkt sie jetzt, macht Lärmen und das Volk läuft herbei, sich in Staunen und Schrecken um Guahiba versammelnd, die kein Zeichen des Lebens mehr von sich gibt. Schweigend richten sich alle Blicke auf sie; Bewunderung ergreift diese rohe Herzen bei dem Anblicke dieses Beispiels mütterlicher Liebe. Während man so da stand und Niemand Willens zu seyn schien die Unglückliche zu ergreifen oder ihr die Kinder zu entreißen, eilte Pater Gomez, der eben jetzt von Javita zurückgekehrt war, hastigen Schrittes herbei und befiehlt, daß man sie trenne. Da stößt Guahiba einen Schrei des Schreckens aus, drückt die Kinder fester an's Herz, und die Indianer weichen bestürzt zurück.

„Was!“ donnerte er: „wollt ihr zugeben, daß dieses Weib dem Himmel zwei Seelen entreiße? Seht ihr nicht, daß so lange die Mutter den Kindern nahe ist, weder Heil für jene noch für diese ist? Trennt sie augenblicklich!“

Die Indianer, gewohnt seiner Stimme zu gehorchen, rissen die Kinder noch ein Mal aus der Mutter Arme, und diese sank ohnmächtig in's feuchte Gras. Während sie in diesem Zustande da lag, befahl Pater Gomez, mit einer grausamen Barmherzigkeit, daß man ihre Wunden verbinden sollte; dann brachte man sie in einen Kahn und führte sie weit, weit weg nach einer Missionsanstalt am Esmeralda. Bewußtlos und erschöpft wurde sie in

den Kahn gelegt und erst als man landete und die Reise in's Innere des Landes antrat, kehrte sie zum Bewußtsein zum Gefühle ihrer Lage zurück. Als sie bemerkte, daß sie an einem fremden Orte war, nicht wissend auf welchen Wegen sie dahin gebracht; als sie bedachte, daß sie ferne sey von den geliebten Kindern; daß keine Möglichkeit zur Rückkehr in die Heimath mehr da sey, und daß auf immer sie entfernt von allem, was sie liebe, bleiben müsse. Da, und erst da brach der Mutter Herz; und von nun an jede Hülfe, jede Speise zurückweisend, starb sie ohne Klage, ohne Thräne.

Der Bootsmann, auf dem Acabapo, läßt das Ruder seufzend ruhen, wenn er am Felsen der Mutter vorbeifährt. Er zeigt ihn dem Reisenden und eine Thräne benetzt seine gebräunte Wange, wenn er die Leiden und das Schicksal der unglücklichen Mutter erzählt. In spätern Jahrhunderten, wenn jene einsamen Gegenden der Sitz der Zivilisation, der Macht und des Wissens geworden seyn würde; wenn die pfadlosen Wildnisse, die Guahiba durchwanderte, in volkreiche Städte, lächelnde Gärten, grüne Wiesen und fruchtbare Aecker umgewandelt seyn werden, dann wird der dunkle Felsen sich noch immer drohend am Ufer erheben und bis an's Ende der Welt ein Denkmal mütterlicher Liebe bleiben!

A. v. Clermont.

## Rettung in Todesnoth.

(Mit einer Composition von G. R. Tab. XIV.)

Zu den fröhlichsten Volksfesten des alten Elsasses gehörten diejenigen, die unter dem Namen der Pfeiffertage zu Rappoltsweiler im obern Elsass und zu Bischweiler, im untern Theile dieses Landes gefeiert wurden. Die ganze Kunst der sogenannten Pfeifer oder Spielleute brachten an diesen Tagen ihrem Könige und Landesherrn, in früheren Zeiten den Grafen von Rappoltsstein, und nach deren Absterben den Pfalzgrafen von Bickenfeld, ihre Huldigung dar. Bei dieser Gelegenheit wurden Streitigkeiten beigelegt und verglichen, Uebertretungen der bestehenden Verordnungen gerügt, neue Kunstglieder aufgenommen, und nach altherkömmlichen Ceremonien ward endlich der festliche Tag, mit Tanz, Musik und Gelagen beschlossen. Dienstag nach Maria Geburt war's und zwar im letzten Jahrzehnd der lustigen Pfeiffertage, als in Rappoltsweiler der Jubel der Pfeifer und Spielleute vom Hennenstein bis unterhalb Colmar so bedeutend war, daß das Städtchen kaum die Zahl der Gäste zu fassen vermochte. In stattlichem Festkleide, geschmückt mit der Denkmünze der heil. Jungfrau von Dusenbach, ihre besten Instrumente in der Hand, sah man die beim Feste Verheiligten auf dem Marktplatz sich versammeln um in Begleitung ihres Königs oder dessen, mit goldner Krone geschmückten, Stellvertreters, und der Leute des Gerichts, zur heiligen Messe nach der nahegelegenen Klosterkirche von Dusenbach zu ziehen. Haufenweis und in dichtem Gedränge strömten von allen Seiten Städter und Landvolk herzu, um diejenigen zu schauen die im volksthümlichen Leben und Treiben, bei Scherz und Freude von so hoher Bedeutung waren.

Ein lauter Jubel, vermengt mit Freudenschüssen, empfing die aus der Klosterkirche Zurückkehrenden und geleitete sie unausgesetzt bis in den geräumigen Schloßhof, wo das Gericht, in anständiger Stille und feierlich, gehalten wurde. Schon waren in den verschiedenen Herbergen die Spielleute, mit Weibern und Kindern versammelt, manche Bekanntschaften hatten sich erneuert, mancher Willkommensbecher edlen Wein's war geleert, mancher Händedruck und Bruderkuß gewechselt; und schon standen nur noch die traurigen Ueberreste der vor kurzem noch mit Blumen geschmückten Festbraten auf den Tiseln, als der muntre und von fröhlichem Wig übersprudelnde Melchior, der Fiedler von Hunneweier genannt, den vollen Becher erhob, um, auf langes und glückliches Fortbestehen der hochloblichen Pfeifferzunft, im Kreise seiner Brüder und Zehgenossen ihn zu leeren. Jubelnd thaten ihm die Nachbarn und Freunde Bescheid, und: „méget auch Ihr und die Euern noch lange glücklich und fröhlich leben!“ war die einstimmige Antwort die dem allgemein beliebten und geachteten von allen Seiten entgegen schallte. Wohlbehaglich schmunzelnd blickte der Gefeierte im Kreise umher, triumphirender und länger verweilten seine Blicke auf dem Antlitz der Frau Gertrud, seiner Ehehälfte, die in frohem Zustand versunken, es noch nie gehandelt hatte, welcher Achtung der Fiedler Melchior bei seinen Freunden genoß. Aber wie nahe Freude und Leid sich berühren, wie sie verschwifert gleichsam, im Erdenleben einhergehen dieß mußten der fröhliche Fiedler und seine Gattin zu dieser Stunde noch erfahren. Ein ungewöhnliches Getümmel an der Thüre des Zimmers erregte die Aufmerksamkeit der Gäste, mit ängstlicher Stimme wurde der so eben Gefeierte herausgerufen; aber mit welchem Schrecken vernahm sein Vaterherz, daß Jakob, sein einziger Sohn, ein Knabe von 10 Jahren, nicht weit von den Trümmern des untern Schlosses Rappoltsstein, gefährlich, vielleicht gar tödtlich verwundet, gefunden worden sey! In Begleitung der jammernden Mutter eilte Melchior in das Haus eines Freundes, wohin der Verwundete vorläufig gebracht worden war. Des Wundarzts bedenkliche Miene bei der nähern Untersuchung der breiten Halswunde, schien den unglücklichen Eltern wenig Hoffnung übrig zu lassen. Der häufige Blutverlust hatte dem Knaben eine Ohnmacht zugezogen von der er nur zu sich selbst kam um wieder bewußtlos zurück zu sinken. Um den kleinen Ueberrest von Kräften zu schonen, und dem Verwundeten jede Bewegung zu ersparen, hatte der Arzt auf das strengste untersagt, ihn über die Ursache seiner Verwundung zu befragen; man erkannte eine Schußwunde und einer Unvorsichtigkeit in Handhabung eines Schießgewehrs mußte dieselbe bewirkt haben.

Unter Angst und Sorgen brach der Abend herein, peinliche Verwirrung herrschte in der sonst so stillen und friedlichen Behausung des Gastfreundes, jemebr aber der Tag sich neigte um so ängstlicher wurde nicht nur Jakobs Eltern, sondern auch ihren Freunden zu Muth, denn Philipp ihr ältester Sohn, einige Jahre älter als Jakob und dessen vertrautester Freund und Spielgefährte, lehrte

noch immer nicht nach Hause zurück, und seit dem fröhlichen Zuge der Pfeiffer hatte ihn niemand mehr erblickt. Bange Ahnungen ergriffen die Eltern, — des Vaters Jagdflinte wurde vermist! — Ein starkes Wundfieber hatte den Knaben ergriffen, abgebrochene Worte und endlich, die an seinen Freund gerichtete Frage: warum er ihn erschossen habe? brachten ein schreckliches Licht in das bis dahin noch obschwebende Dunkel. Als aber des folgenden Morgens, hinter einer Mauer der alten Schloß-Ruine die vermiste Flinte, noch geschwärzt vom gestrigen Schusse, gefunden, von Philipp aber nicht die geringste Spur entdeckt wurde, da waren die beiderseitigen Eltern der Verzweiflung nahe. Mit Gottes Hülfe und vermittelst der sorgfältigsten Pflege wurde endlich Jakob, nach Verlauf mehrerer Wochen wieder hergestellt; eine tiefe Narbe war ihm geblieben. Längst schon hatte man von ihm erfahren daß er an jenem Pfeiffertage in Begleitung seines Gespielen, die Schloß-Ruine besucht, daß dieser seines Vaters Flinte mitgenommen und ihn unvorsichtigerweise damit verwundet habe; gleich nach dem Schusse sey er bewußtlos darnieder gesunken ohne von seinem Freunde weder etwas zu sehen, noch zu hören. Aller Nachforschungen ungeachtet konnte man von Philipp nichts bestimmtes vernehmen; einige, zum Theil aber widersprechende und unsichere Nachrichten ließen vermuthen, daß der Unglückliche gegen den Rhein hin gestoben sey, vielleicht denselben auch überschritten habe. Die Eltern, welche die heftige Gemüthsart des Knaben, so wie seine unbeschreibliche Anhänglichkeit an Jakob kannten, befürchteten nicht ohne Grund, daß er sich entweder in den Fluthen des Rheins oder sonst auf eine Art selbst das Leben genommen habe. Manche Jahre vergingen nach diesem so unglücklichen Ereignisse, und keines derselben brachte in seinem Laufe den beiden befreundeten Familien auch nur die geringste sichere Kunde von dem Vermissten; nur in Jakob stand der Gedanke fest, sein Freund müsse noch leben. Die französische Revolution brach aus, sie warf das alte Staatsgebäude das in seinen tiefsten Grundfesten erschüttert war, in Trümmer dahin. Privilegien und Vorrechte Einzelner mußten verschwinden, auch die einst so fröhliche Pfeifferzunft verlor ihren harmlosen König, und die Pfeiffertage wichen den Festen der Republik. Das Vaterland rief seine Söhne, um für den Heerd und sogenannte Freiheit zu kämpfen, um späterhin auch den Nachbarn, das so hochgepriesene, theure Gut als Geschenk aufzubringen. Aus den Armen des Fiedlers von Hunneweier, der vom Alter gebeugt meist nur der Erinnerung voriger Zeiten lebte, riß sich sein, zum stattlichen Manne herangewachsener Sohn. Unter dem Panier der Republik kämpfte er in mancher Schlacht; dem Helden unsers Jahrhunderts folgte er nach Italien, auch dem abentheuerlichen Zuge nach Egypten wohnte er bei, und ferne von der Heimath theilte er dort den Ruhm und die Beschwerden der tapfern Franken, und ertrug mit ausgezeichnetem Muth die Entbehrungen und Mühseligkeiten welchen so manche seiner Gefährten unterlagen.

(Der Beschluß folgt.)



